



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hachtmann: Die Tragik der Kleinstadt in moderner Dichtung : (Ottomar
Engking)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Tragik der Kleinstadt in moderner Dichtung

(Ottomar Enking)

Von Dr. Hachtmann in Dessau



Als 1903 Enkings „Familie P. C. Behm“ erschien, wurde der Autor als der berufenste einstige Fortsetzer von Raabes Lebenswerk freudig begrüßt. Man staunte über die Kunst der treuen Beobachtung kleinbürgerlichen Lebens in der Schilderung der kleinen Hafenstadt Roggenstedt, wo der biedere P. C. Behm seinen Kramladen hat und über einem großmächtigen Schreibebrief an den Kaiser drückt, um Seine Majestät zur Schaffung eines Kriegshafens in dem Neste zu veranlassen. Man empfand die ganze schnurrige Kleinstadtwelt, die sich um diesen Philister gruppiert, als echt Raabisch. Wenn man aber Enkings gesamtes bisheriges Lebenswerk kennt, wird man anders urteilen. Tatsächlich stammt er aus einer ganz anderen Geistesfamilie: Raabe ist ein Enkel Jean Pauls, Enking ist ein Enkel Flauberts. Nicht nur aus Liebe sieht er das Kleinstadt-Leben so unglaublich scharf, sondern auch — ja vor allem — aus Haß. Gewiß liebt dieser Niederdeutsche die Kleinstadt mit echt niederdeutschem Behagen, aber er haßt zugleich die sich oft bis zur Härte steigende Verständnislosigkeit, die in jedem Philisterdasein steckt. Weil dieses eben in der Kleinstadt am ungestörtesten zur Entfaltung kommt, deshalb wurde Enking zum Kleinstadtschreiber. Ohne jene Liebe wäre der Künstler Enking im Ankläger untergegangen, ohne diesen Haß im Idylliker: beide zugleich machten ihn in seinen reifen Werken zum männlichsten unserer modernen Erzähler, denn ein rechter Mann muß lieben und hassen; und modern, d. h. ein Verkünder der Sehnsucht der heutigen Menschheit, ist er gerade in der Darstellung der Dual enger Verhältnisse und der Sehnsucht nach Befreiung der eigenen Persönlichkeit. Freilich, auch Raabe kennt die unaussprechlich schmerzliche Bedrängnis des Schönen und Zarten inmitten der Brutalität des Alltags (vgl. seinen „Schüdderump“!), aber man nimmt die Schicksale seiner Gestalten nicht so ernst, weil man sie alle nur durch den bunten Schleier seiner wundervollen Persönlichkeit sieht. Raabe hat eigentlich nur eine Meistergestalt geschaffen: sich selbst. Er war eben im Grunde seines Wesens ein philosophischer Lyriker, ein Selbstdarsteller. Enking dagegen ist von Grund aus Dramatiker, d. h. ein Darsteller fremder Charaktere, die

von ihm nur die Existenz haben, soweit das überhaupt bei der subjektiven Natur künstlerischen Schaffens möglich ist: das Tiefpersönliche bei Enking ist sein Freiheitsdrang. In der Darstellung ist Enking ganz und gar Naturalist, und auch seine Stoffe, zumal in seinen ersten Werken, haben oft naturalistische Härte. Seine Bücher riechen nie nach der Lampe, wie Raabes so oft, in allen weht die scharfe Luft der Wirklichkeit, oft schneidender Wintersturm, nicht vom warmen Studierstübchen aus angesehen, wie bei Raabe, sondern dem Leser gewaltig ins Gesicht blasend. Man sehe sich nur einmal Zwintschers vortreffliches Porträt Enkings an: dieser runde, feste Kopf hat ohne Zweifel etwas Hartes. Es ist der Kopf eines Schaffenden, und „alle Schaffenden sind hart“. Raabe dagegen hat den Kopf eines ironischen Philosophen. Ihm ist das Leben nicht tief genug gegangen, um ihn zur Härte zu zwingen: er sah es durch das schützende Fenster der Literatur, ein passendes Zitat machte ihm alles erträglich, ja vergnüglich. So konnte er seine Zartheit bewahren. Enking, der von Haus aus ebenso Zarte, mußte sich den schützenden Panzer der Härte umschnallen, um überhaupt leben zu können. Paradox ausgesprochen: er ist hart — aus Zartheit. Alles in allem: seine Ähnlichkeit mit Raabe ist rein stofflich.

Es ist von entscheidender Bedeutung für Enking gewesen, daß er nicht ausschließlich in der Welt des Buches gelebt hat wie Raabe: er ist eine Zeitlang Schauspieler gewesen und dann jahrelang Journalist und Redakteur. Den Trieb zum Schriftstellern hatte er freilich schon in frühester Jugend. Er selbst hat einmal seinen Knabenhaften Gestaltungstrieb sehr hübsch geschildert: „Die früh, viel zu früh in mir erwachte und durch das Lesen der schwersten klassischen Werke noch angeregte Phantasie drängte mich schon im Knabenalter zum Gestalten. Es war ein qualvoller, krankhafter Zustand. Ich mußte dichten, unaufhaltsam dichten. Berge von Liedern und Balladen häuften sich auf. Dann kamen die größeren Pläne. Eine einfensterige Siebelskammer, durch das rote Zeug vor den Scheiben glüht die Sonne — zur Seite des Tisches ein ebenfalls rotverhängtes Gestell mit einer Büste der Aphrodite darauf. Das war der Tempel. Nichts Profanes durfte dem Musenjünger dienen. Die Tinte war aus Galläpfeln und rostigen Nägeln von mir selbst gekocht, das Tintenfaß eigenhändig aus Marmorstückchen und Gips zusammengeformt, der Federhalter stammte vom Hollunderbaum auf dem Hofe — Federn aus Stahl hätten Entweihung bedeutet. So schnitzte ich mir welche aus hartem Holze. Mein ganzer Schmerz war, daß ich nicht auch das Papier herstellen konnte. Wenigstens nahm ich kein neues. Alte Bücher mußten ihre leeren Büttelblätter hergeben. Askese wurde beim Schaffen geübt. Tagelang durfte nur Wasser und rohes Obst, kaum Brot genossen werden.“ Man kann sich denken, daß Gymnasium und Studium der Jurisprudenz diesem Fanatiker des Gestaltens nichts zu bieten hatten. Es trieb ihn hinaus; Kiel war ja damals noch ein Nest. 1867 ist Enking dort als Rektorssohn geboren. Als Schauspieler in Bremen und Stuttgart lernte er zwar das Leben kennen, fand aber keine künstlerische Be-

friedigung. So wurde er Redakteur, in welcher Eigenschaft er in Wismar glückliche Jahre verlebte. Es wurde das Urbild seines „Koggenstedt“. 1904 siedelte er nach Dresden über, wo er heute noch als unabhängiger Schriftsteller lebt. Er ist jetzt fünfundvierzig Jahre alt und hat rund zwanzig Werke veröffentlicht, Novellen, Romane und einige Dramen.

Ich bin mir bewußt, einseitig zu sein, wenn ich Enkings Gesamtwerk als Schilderung der mannigfachen Verständnislosigkeiten des Lebens, zumal des Kleinstadtlebens, auffasse, aber eine kurze Studie kann sich den Luxus verschiedener Gesichtspunkte nicht gestatten. Deshalb scheint mir das konsequente Festhalten an einem einzigen geboten, zumal wenn dieser, wie ich glaube, am besten die Einheit eines Lebenswerkes erkennen läßt. Wenn Enking als Anfänger und in seinen letzten Romanen und Dramen harte verständnislose Gestalten schafft, so wird man fast dazu geführt, die dazwischenliegende Periode der Kleinstadtschilderung 1898 bis 1910 als Episode anzusehen. Ein großer Künstler — und Enking ist ein sehr großer — wird ja tatsächlich immer mehr sein als ein noch so vorzüglicher Kleinmaler: das Kleine an sich ist dem Künstler hassenswert. Ich werde aber versuchen, auch für diese Periode meine „These“ zu verteidigen, so daß die Koggenstedterzählungen ein ganz anderes Gesicht bekommen werden.

Drei Arten von Verständnislosigkeit schildert Enking: in den ersten Novellen die Verständnislosigkeit des Weibes, der der Mann zum Opfer fällt, in der mittleren Periode die Verständnislosigkeit der Eltern, der die Kinder erliegen, und in der letzten die Verständnislosigkeit des Mannes, unter der die Frau schmerzlich zu leiden hat. Enking hat sich in den „Darnekowern“ ausdrücklich (1905) zum Determinismus bekannt, und was ist diese Weltanschauung anderes als die Feststellung des starren, harten Kausalgesetzes? Also auch hier Härte! Deshalb dröhnt auch selten wilde Klage in Enkings Büchern: wer wollte sich gegen eine einmal erkannte unerbittliche Notwendigkeit auflehnen? Die Menschen sind hart, weil das Schicksal hart ist: sie sind nur seine Werkzeuge. Von dieser Auffassung aus begreift man auch Enkings wiederholt aufblackernde Kampflust gegen pastörlische Salbung, die die harte Tragik des Lebens vertuschen möchte.

Seine ersten Novellen erinnern fast an des unglückseligen Hermann Conrads „Brutalitäten“. In „Vereinsamt und andere Novellen“ (1895) gehen dreimal schwächliche Männer an koketten Weibern zugrunde, in „Schlanksch'lena“ (1895) (Geschichte einer Dirne) schwelgt er in ekelhaften Einzelheiten von Laster, Schmutz, Häßlichkeit und Krankheit. Das zweite Thema: Verständnislosigkeit der Eltern, behandelt bereits „Nis Nielsen“. Es ist aber bezeichnend für den weiberfeindlichen Zug dieser ersten Periode, daß die Mutter allein die Trägerin des Elternegoismus ist; in späteren Werken sind es beide Eltern oder gerade der Vater. Insofern läßt sich sagen, daß auch Nis Nielsen der Härte des Weibes zum Opfer fällt. Diese kurze Erzählung ist eine deutsche „Thérèse Raquin“. Wie bei Zola der ertränkte Chemann die Hochzeitsnacht des verbrecherischen Liebespaares mit lähmendem Grausen erfüllt, so hier die des philiströsen Ehepaares Nielsen

die Erinnerung an die Mutter, die noch auf dem Totenbette die unerwünschte Schwiegertochter zurückgestoßen hat. Nur ist hier der von dem Fluche der Toten geängstigte Mann keine rohe Bestie wie der Zolasche Laurent, sondern er gleicht vielmehr dessen Opfer: er ist ein schüchternes, subalternes Schreiberlein, ein kümmerlicher, lebensunfähiger Duckmäuser. Aber er ist trotz dieser offensbaren Beeinflussung durch den Zolaschen Camille durchaus keine Kopie, sondern eine echt Enkingsche Gestalt: denn bei aller Kümmerlichkeit ist er maßlos eingebildet auf sein armseliges Ämtchen, darin nahe verwandt mit dem philiströsen Lehrer „Heine Stölting“ (1896), der schwächlich genug aus Angst vor einem allzu anstrengenden Herzenskonflikt seiner hausbackenen Braut treu bleibt, die mit der Brutalität der Gewohnheit auf seinem Dasein lastet. Eine andere Variation desselben Typus: subalternes Hochmut — ist der lüsterne, frömmelnde Kandidat Thomsen in „Ragna Swanoe“ (1896), der erste Entwurf zu dem widerlichen Schelius in „Familie P. C. Behm“. Lauter kümmerliche Männer, deren Schicksal von Frauen bestimmt wird, wenn auch Thomsen schon Züge des brutal verständnislosen Chemannes zeigt. Aber schon in „Ragna Swanoe“ beweist Enking, daß er auch lachen kann: der alte Kapitän, Ragnas Großvater, ist mit breitem Humor dargestellt. Und in „Johann Rolfs“ (1898) ist die Sonne ganz durchgebrochen. Wenn auch dieser Bauernsohn durchaus kein Held ist, so rafft er sich doch schließlich mit echt holsteinischer Derbheit auf und gibt der herzlosen Schauspielerin Alma Svensdrup den Laufpaß, um sich von der feinen, verständigen Dora Gallsen zu einem vernünftigen Menschen erziehen zu lassen. Es weht Frenssensche Luft in dieser frischen Dorfgeschichte: Dora ist eine richtige „Feine Deern“. Entzückend ist die Schilderung des Vogelschießens in Steenwohld, das erste Beispiel der unübertrefflichen Kunst Enkings, das wichtigtuerische Treiben biederer Philister beim Festefeiern lebendig zu machen. Schon hier trifft man auch eine bezeichnende Außerlichkeit Enkingscher Technik: die Klangnachahmung. So sagt die alte Stuhkuhr auf dem Kleiderspind „tief — taaf, dig — dag, digge — dagge — und die Dorfmusikanten blasen: „djänki, djänki, djänki, djänki, titili — tititili — bruha, bruha, bruha, djänki, titi, bruhabru.“ „Johann Rolfs“ war für Enking eine Befreiung und zugleich eine Beichte: vieles aus seiner Kindheit und Schauspielerzeit ist hier eingewoben. Mit dieser entzückenden Erzählung warf er das Joch des von Zola inspirierten allzukrassen Naturalismus der damaligen Jüngstdeutschen entschlossen ab. Er wurde deutscher Naturalist, Heimatsdichter im tiefsten Sinne, aber er blieb doch Naturalist: niemals hat dieser ehrliche Lebensbeobachter versucht, die Rauheit des Lebens gefällig zu glätten. —

1903 gab er sein erstes Meisterwerk „Familie P. C. Behm“. Eine andere Art der Verständnislosigkeit tritt jetzt jahrelang in Enkings Gesichtskreis: die unbewußte Tyrannei der Eltern, überhaupt der Verwandten und Bekannten, ja der Straßen und Häuser, kurz aller der Personen und Dinge, die in irgendeinem Autoritäts- oder Pietätsverhältnis zu jungen Menschen stehen. Den

umgekehrten Fall, daß Eltern unter dem Leichtfinn der Tochter beinahe zugrunde gehen, hat er nur einmal in der Komödie „Das Kind“ gestaltet. D. P. C. Behm ist kein schlechter Mann, er hält sich sogar für einen besonders nützlichen Bürger, dieser „Klein Pappa“, wie ihn seine Frau, die Halbädinin Bolette, nennt: will er doch Roggenstedt zum Kriegshafen erheben und macht seit Jahren Auszüge aus der „Roggenstedter Chronik“, um Seiner Majestät die frühere Bedeutung des Städtchens klar zu machen. Auch „Klein Mamma“ ist eine gute Frau, und der Sohn Bernhard, der ein Pöstchen an der Post mit weihewollem Stolz bekleidet — darin verwandt mit Nis Nielsen und Heine Stölting —, ist eigentlich ein Prachtmensch, ein bißchen renommistisch und paschamäßig erhaben, wenn er aus seinem weltbedeutenden Dienst heimkommt, aber doch so gut! So hat es auch Anna Behm, die Tochter, jahrelang empfunden — bis der junge Arzt Dr. Körting kommt! Auf dem Eise lernt sie ihn kennen. Nichts Köstlicheres als die Winterfrische der ersten Begegnungen auf dem zugefrorenen Hafen. Eine zarte Liebesblüte will sich erschließen. Körting macht einen wunderschönen Ausflug mit ihr. Soweit ist die Erzählung herzerquickend wie frisch geröstete Wangen junger Mädchen beim Schlittschuhlaufen. Aber Roggenstedt lauert! Allein spazieren gehen! Das kann nur durch eine Verlobung wieder gut gemacht werden. So denken die Roggenstedter, und so denkt natürlich auch Familie P. C. Behm. Die dumpfe Luft kleinstädtischer Ehrbarkeit legt sich erstickend auf die eben noch so frisch atmende Lunge Anna Behms. Dr. Körting wird eingeladen. Es soll geben: „Bismarckheringe, Zigarren zu sechs Pfennig, von der kleinen, edigen Sorte, Salvatorbräu aus der Roggenstedter Aktienbrauerei und zu nachher Gelatinepudding mit süßem Rahm oder mit Saft, das wußte Frau Behm noch nicht, und Brief an den Kaiser. Derartig fein hatte er es gewiß noch keinen Abend gehabt.“ Natürlich fühlt sich der gebildete Körting bei den stumpfsinnigen Leuten schrecklich unbehaglich. Dieses „Verlobungsmahl“ ist wohl die Krone Enkingscher Kunst. Man muß lachen, wenn es auch zum Weinen ist. Es ist ein graufiger Humor darin. Körting freilich findet gar keinen: er flüchtet aus Roggenstedt. Und nun ist die Sonne aus Annas Leben weg. Halb unbewußt läßt sie sich noch zu zwei Heiraten drängen, mit einem widerlichen Frömmeler, der mit der Ladenkasse durchbrennt, und mit einem schwindelhaften Zimmerherrn. Endlich stürzt sie sich aus dem Fenster, findet aber nicht den Tod, sondern bricht nur das Bein. Die salbungsvollen Tröstungen des Pastors weist sie hart zurück. Jahrelang wird das einst so anmutige, frische Mädchen mit ihrem Holzbein über das schlechte Pflaster Roggenstedts humpeln. „Dump, dump, dumpe, dump“ sagte das Holzbein.“ Und die alte Ladenklingel wird weiter „lammel, lammel“ sagen und die Turmuhr „klunn — re, klunn — re“ und die Hausuhr „schett — schett — schett“. Arme Anna Behm! — Wer hat schuld? Niemand! Denn kann man den alten Behms vorwerfen, daß sie in ihrer Beschränktheit ihr Kleinbürgerdasein für das einzig berechtigte halten? Das Schicksal allein ist schuld, weil es Anna in diese Umgebung warf: Roggenstedt

hat ihre Lebenssehnsucht erstickt. Schlimmer steht die Sache für „Patriarch Mahnke“ (1905). Dieser ist ein wohlhabender Kolonialhändler in Roggenstedt. Er versagt seiner Tochter den Mann, den sie liebt, er zwingt seinen älteren Sohn Ernst, Theologe zu werden, obgleich er viel lieber hinter dem Ladentische stünde, und zwingt seinen verbummelten Sohn Rudolf, ins Geschäft einzutreten, nachdem er ihn in verblendeter Vaterreitelkeit hat Medizin studieren lassen. Charlotte heiratet als ältliche Lehrerin einen brutalen Gutsbesitzer, Rudolf erschießt sich, und Ernst jammert über sein verpfushtes Dasein: Mahnke aber wird Ehrenmitglied des Roggenstedter Gewerbevereins! Die Tragik dieser Erzählung wird freilich durch köstliche Kleinstadtschilderungen gemildert; so das Stiftungsfest des Gewerbevereins, der Bolterabend bei Mahnkes. Der Schwadronneur August Schlegel, eine bräsigartige Gestalt, der Prachtkommis Herr Meyer sind wundervoll lebensecht. — Wie hier der Vater die Entfaltung der Kinder hindert, so lastet in den „Darnekowern“ die dämonische Großmutter Thora Sjögreen auf dem Leben ihres Enkels. Diese packende, wenn auch allzu effektvolle Guts Geschichte, ganz fremd Enkingscher Kleinstadtschilderung, beweist am besten, daß Enking eigentlich ganz etwas anderes ist als ein vortrefflicher Miniaturmaler. Wie die meisten Naturalisten, ist er im tiefsten Grunde ein Romantiker. Es ist eine grandios erdachte Schicksalstragödie — leider mit obligatem Schicksalsheil. In „Wie Truges seine Mutter suchte“ (1908) verdirbt die als Schmierenschauspielerin verkommene Mutter dem Sohne das Dasein, trotzdem sie erst am Schlusse auftaucht: auf Truges lastet die Sehnsucht nach der Mutter, ähnlich wie auf Nis Nielsen die Erinnerung an die Mutter. Zugleich wird hier die dumpfe „Hafstraße“ zum Symbol der Tyrannei des Milieus.

Mit „Kantor Liebe“ (1910) beginnt dann die Reihe der Werke, welche die Tyrannei des Ehemannes darstellen. Der Kantor ist eigentlich ein Ideal mensch: klug, gebildet, mild, verständnisvoll. Und doch ist er ein selbstzufriedener, bequemer Philister wie „Heine Stölting“, und doch kann er nicht verstehen, daß seine viel jüngere Frau junge Leidenschaft braucht. Am tiefsten beleidigt er sie, als er auf das Geständnis einer harmlosen Untreue mit onkelhafter pädagogischer Weisheit reagiert. Aber sie resigniert sich: ihr Vater hat sie mit seiner gutmütigen Tyrannei so an Gehorsam gewöhnt, und die Philistermoral der kleinen Stadt sitzt ihr so im Fleisch und Blut, daß ihr Aufbäumen nicht zur Scheidung führt. Sie ist eine Schwester Anna Behms, wie Mathilde Brählsdorff, der die tyrannische bigotte Mutter das Dasein vergällt, aber Enkings Interesse scheint hier weniger der Frau als dem Manne zu gelten. „Kantor Liebe“ ist eine sehr tiefsehende Charakterstudie: jeder Ehemann kann daraus lernen. Immerhin ist des Kantors Härte noch sehr weich eingewickelt.

Geradezu brutal aber wird der Gattenegoismus in „Momm Lebensknecht“ (1911) und dem Trauerspiel „Peter Luth von Altenhagen“, das 1912 mit starkem Erfolg in Wiesbaden aufgeführt wurde. Beide Männer sind rücksichtslose Streber, beide haben sie zarte Frauen, die sie fast gewaltsam gewonnen haben, der erste

durch hinterlistige Verdrängung eines Freundes, der zweite als Preis für die Rettung ihres Vaters aus dem Bankrott. Daß Cordula Thoms schließlich doch den gutmütigen Freund noch bekommt und Peter Luth sich am Schlusse erschießt, als er einsieht, daß seine Frau ihm nicht die volle Wahrheit gesagt hat, ist ziemlich gleichgültig. Die Brutalität der Männer hat die Frauen doch gebrochen. Geradezu abstoßend ist es, wie Momm als starrer Dänenfreund (die Erzählung spielt zum Teil im Jahre 1848) seine Frau zwingen will, ihren deutschgefinnten Vater nicht zu warnen, als ihn die Dänen wegen Spionage arrestieren wollen, ebenso abstoßend ist die rohe Art, mit der Peter Luth seinen schwächlichen Schwiegervater anschnauzt. Beide Männer haben etwas krampfhaft Übersteigertes. Waren Enkings frühere Gestalten allzusehr Amboß, so sind diese allzusehr Hammer. Es scheint fast, als wären sie symbolische Personifikationen der Brutalität des Daseins. Der Name „Lebensknecht“ legt solche Deutung nahe: Momm wird durch seine Brutalität zum „Lebensherrn“. Oder versucht der zartfühlende Enking ein aus der Verzweiflung geborenes Lebensideal aufzustellen, wie einst Nietzsche seinen brutalen Übermenschen? Will er sagen: „Nur der Brutale ist dem brutalen Leben gewachsen: deshalb sei brutal?“ Für Momm Lebensknecht wenigstens wäre diese Deutung berechtigt: er wird zum Lebensherrn, indem er „der Liebe Macht entsagt“. Daß aber Enking diese wilde Weisheit wieder verworfen hat, zeigt sein ergreifendes letztes Werk „Matthias Teдебус der Wandersmann“ (1913). Dieser ehrenhafte Buchbindermeister ist gar nicht brutal; er geht an seiner Güte zugrunde, die allen gerecht werden möchte: der tyrannischen Großmutter seiner Frau, ihrer weinerlichen Mutter, seiner Frau selbst, und siegreich bleibt der zähe, beschränkte Familiensinn der Verwandtschaft seiner Frau, siegreich bleibt der Einfluß von deren früherem Bräutigam, einem großsprecherischen Schwerenöter und Schwindler: seine Frau läßt sich durch ihn zur Untreue verleiten, seine Tochter läßt sich von einem verbummelten Halbgenie verführen, sein Onkel wird zum Diebe. Mit wie fröhlicher Hoffnung ist der junge Buchbinder einst in das Städtchen eingezogen! Nun ist er in der flauen, verlogenen Sticlust des düsteren alten Hauses ein verbitterter alter Mann geworden. Auch hier also wie in „Truges“ die lastende Macht des Milieus. Daß ihn der Anblick eines Kreuzifixes vom Selbstmord abhält, scheint anzudeuten, daß Enkings starrer Determinismus mit antireligiöser Tendenz ins Wanken gekommen ist. Übrigens erscheint schon einmal in den „Darnekowern“ selbst die Religion des Kreuzes als letzter Trost eines Verzweifelten. Auch sein jetzt in der Bossischen Zeitung erscheinender Roman „Ar Lütjohanns Mitleid mit Gott“ zeigt Enking im Ringen mit religiösen Problemen. Er wäre ja auch kein echter Holsteiner, wenn er dafür unempfindlich wäre: die Leute dort oben sind von Natur „Spökenlieker“ und Mystiker, und Enkings bisher verfochtener „Schicksalsglaube“ hat für ihn den tiefen und ernstesten Wert einer Religion gehabt, was man durchaus nicht von allen Deterministen sagen kann.

In dieser Darstellung von Enkings reichem Schaffen ist entschieden das zu kurz gekommen, was seiner „Familie P. C. Behm“ zu ihren zehn Auflagen verholfen hat: der plattdeutsche Humor — seine Personen sprechen auch oft platt —, die gemütvollste Liebe zum Alltäglichen, zu kurz gekommen ist auch seine herzergreifende Gabe der Darstellung des Feinen, Zarten und Lieblichen, die besonders in der bezaubernd anmutigen Jünglingschwärmerei des armen, schüchternen Buchdruckerlehrlings Truges Brammer für die junge, schlanke, vornehme Dänin Bodie Samsøe hervortritt, endlich auch das historische Interesse, das seine aus intimster Kenntnis (er ist Halbdäne!) erwachsene Darstellung des deutsch-dänischen Problems beanspruchen darf: so gibt er in „Wie Truges seine Mutter suchte“ eine prachtvolle Schilderung der Schlacht bei Eckernförde. Aber solche Vorzüge haben auch andere Erzähler. Ganz Enking eigen scheint mir dagegen die unerbittlich wahrhaftige und doch mit genialer Überlegenheit gestaltete Aufdeckung der mannigfachen Härten des kleinbürgerlichen Daseins, die junges Leben nicht zur Entfaltung kommen lassen. Er ist einer der besten Dichter der Tragik des Alltags. Gerade durch seine tendenzlose Ruhe kann dieser ernste, aus heiligstem Wahrheitsdrange schaffende Künstler ein Erzieher zur Humanität werden, das Höchste, was dem Schriftsteller beschieden sein kann. Wirkliche Kleinstadtphilister wird er freilich nicht bekehren — selbst wenn sie ein Buch von ihm lesen sollten, was kaum anzunehmen ist! — wohl aber den Philister, der auch den besten und scheinbar verständnisvollsten Eltern und Gatten im Blute steckt. Wenige haben die sittlichen Probleme der Ehe und der Familie so aus der Tiefe gefaßt wie Ottomar Enking*).



Zur Geschichte der modernen Arbeiterbewegung im letzten Jahrzehnt

Von Heinrich Göhring in Bremerhaven

(Fortsetzung)

Die österreichische Arbeiterbewegung ist infolge der großen kulturellen und wirtschaftlichen Verschiedenheiten der einzelnen Länder von jeher heftigen inneren Kämpfen und Zerwürfnissen ausgesetzt gewesen. Seit den Anfängen der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bestanden schon eine größere Anzahl Gewerkschaften und Fachvereine, welche aber infolge der Überhandnahme des Anarchismus in ihren Reihen durch die Verhängung eines Ausnahmegesetzes seitens der Regierung wieder aufgelöst wurden.

*) Die Werke Enkings sind erschienen bei: Bruno Cassirer, Berlin; Georg Müller, München; C. Reißner, Dresden; Alfred Scholl, Berlin.